

Colomba. Teil 17 [i.e. Teil 18]

Autor(en): **Merimée, Prosper**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 17

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670116>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

C O L O M B A

«Aber», wandte Orso lächelnd ein, «als ich den Vorzug hatte, an euerm Leben teilzunehmen, war ich nicht gerade in der Lage, den besonderen Reiz eurer Existenz zu würdigen. Heute tun mir noch alle Rippen weh, wenn ich an den romantischen Ritt in jener schönen Nacht denke, wie ein Paket quer über den Rücken eines Pferdes gelegt, das mein Freund Brandolaccio ohne Sattel und Zaumzeug lenkte.»

«Und das Vergnügen, den Verfolgern zu entkommen, zählen Sie das für nichts?» warf Castriconi empört ein. «Wie kann man nur so empfänglich sein für den Reiz unbegrenzter Freiheit und Ungebundenheit unter einem so herrlichen Himmel, wie es der andere ist. Mit dieser Visitenkarte — er zeigte auf seine Flinte — «ist man König, soweit die Kugel trägt. Man greift ein, wo einem Unrecht begegnet, und sorgt für gerechten Ausgleich. Das ist eine überaus moralische und vergnügliche Beschäftigung, die wir uns niemals versagen, wo sich die Gelegenheit bietet. Gibt es denn ein herrlicheres Leben als das eines fahrenden Ritters, vorausgesetzt, dass man besser bewaffnet ist und über etwas mehr Grips verfügt als Don Quichotte? Sehen Sie, da erfuhr ich neulich, dass der Oheim der kleinen Lilla Luigi, dieser alte Filz, ihr keine Mitgift geben will. Ich habe ihm nur geschrieben, ohne ihm zu drohen, denn das ist nicht meine Art, und er war im Handumdrehen meiner Beweisführung zugänglich. Jetzt ist sie verheiratet, und ich habe die Genugtuung, zwei Menschen glücklich gemacht zu haben. Glauben Sie mir, Herr Orso, nichts ist dem Banditenleben vergleichbar. Wahrscheinlich wären Sie ohnedies schon einer der Unseren, wenn es da nicht eine gewisse Engländerin gäbe, die ich zwar nur flüchtig kenne, aber von der alles in Bastia mit Bewunderung spricht.»

«Meine künftige Schwägerin», sagte Colomba lachend, «hat das Maquis nicht gerade in ihr Herz geschlossen. Sie hat darin zu viel Angst ausgestanden.»

«Kurz und gut», sagte Orso, «ihr wollt also lieber hierbleiben. Dann sagt mir doch wenigstens, ob ich sonst noch etwas für euch tun kann.»

«Nichts», meinte Brandolaccio bedächtig, «als uns ein freundliches Angedenken zu bewahren. Sie haben uns schon so viel Gutes erwiesen. Chilina hat eine Mitgift, und es ist also gar nicht nötig, dass der Pfaffe einen drohungsfreien Brief schreibt, damit sie heiraten kann. Wir wissen, dass Ihr Pächter uns Brot und Pulver geben wird, soviel wir brauchen. Leben Sie also wohl! Ich hoffe sehr, Sie eines Tages wieder in Korsika zu sehen.»

«Wenn man in Verlegenheit ist», sagte Orso, «sind oft ein paar Goldstücke nicht zu verachten. Nachdem wir nun so alte Bekannte sind, werdet ihr mir doch die Annahme dieses Beutelchens nicht verweigern?»

«Kein Geld unter Freunden, Leutnant», sagte Brandolaccio entschieden.

«Geld regiert die Welt», bemerkte Castriconi, «aber im Maquis ist es wertlos. Da kommt es auf ein tapferes Herz an und auf eine Flinte, auf die man sich verlassen kann.»

«Aber ich möchte euch nicht verlassen, ohne euch ein kleines Andenken zu geben. Sag, Brando, womit könnte ich dir eine Freude machen?»

Der Bandit kratzte sich am Kopfe und schielte heimlich nach Orsos Gewehr.

«Zum Teufel, Leutnant... wenn ich es wagen dürfte... aber nein, Sie hängen zu sehr daran.»

«Was möchtest du denn?»

«Nichts... das Ding an sich ist nichts... es kommt darauf an, wie man damit umzugehen versteht. Wenn ich an den verdammten Doppelschuss denke, und noch dazu mit einer Hand. Nein, nein, so etwas wiederholt sich nicht.»

«Das Gewehr möchtest du? Ich habe es ja für dich mitgebracht. Aber bediene dich dessen so wenig wie möglich.»

«Oho, ich kann Ihnen nicht versprechen, es so zu gebrauchen wie Sie. Aber seien Sie ohne Sorge.»

Wenn eines Tages ein anderer das Schiesseisen hat, können Sie sicher sein, dass Brando Savelli es in würdige Hände gelegt hat.»

«Und Sie, Castriconi, was könnte ich für Sie tun?»

«Da Sie mir durchaus ein handgreifliches Andenken hinterlassen wollen, so möchte ich Sie ohne weitere Bedenken bitten, mir einen Horaz in kleinstmöglichem Taschenformat zukommen zu lassen. Das wird mir eine angenehme Zerstreuung bieten und verhindern, dass ich mein Latein vergesse. Da ist eine Kleine, die in Bastia am Hafen Zigaretten verkauft. Wenn Sie der das Buch geben, wird sie es mir zustellen.»

«Sie sollen ein besonders hübsches und handliches Exemplar bekommen, mein Herr Gelehrter. Ich habe gerade eines unter den Büchern, die ich mitnehmen wollte. Nun aber, liebe Freunde, müssen wir uns trennen. Reicht mir eure Hände, und wenn ihr eines Tages doch Sehnsucht nach Sardinien bekommt, so lasst es mich wissen. Der Advokat N. wird euch meine jeweilige Adresse geben.»

«Leutnant», sagte Brando, «wenn Sie morgen aus dem Hafen ausgelaufen sind, dann blicken Sie hierher auf diesen Platz. Wir werden da sein und Ihnen mit unsern Taschentüchern winken.»

Sie trennten sich. Orso und seine Schwester schlugen den Weg nach Cardo ein, die Banditen kehrten in die Berge zurück.

XXI

An einem strahlenden Morgen im April fuhren der Oberst Sir Thomas Nevil und seine Tochter, die seit einigen Tagen verheiratet war, mit Orso und Colomba in einem Wagen von Pisa fort, um eine Totengruft aus der etruskischen Aera zu besichtigen, die erst vor kurzem entdeckt worden war und die alle Fremden gesehen haben mussten. Orso und seine Frau stiegen in das Gewölbe hinab und zückten dort ihre Zeichenstifte, um die Wandgemälde zu kopieren, während der Oberst und Colomba, die beide an Archäologie in gleichem Grade uninteressiert waren, die beiden allein liessen, um in der Umgebung zu lustwandeln.

«Meine liebe Colomba», sagte der Oberst, wir werden bestimmt nicht zur rechten Zeit nach Pisa zurückkommen, um unseren Lunch einzunehmen. Haben Sie eigentlich keinen Hunger? Jetzt stecken Orso und seine Frau mitten im finstersten Alter-

tum, und wenn sie einmal zu zeichnen angefangen haben, ist kein Ende abzusehen.»

«Ja», seufzte Colomba, «und trotzdem bringen sie niemals eine ordentliche Zeichnung nach Hause.»

«Ich würde daher vorschlagen», sagte der Oberst, «dass wir beide in jenes Bauernhaus dort gehen. Dort bekommen wir auf jeden Fall Brot und wenn wir Glück haben einen süssen Aleatico und Erdbeeren mit Rahm. Dabei können wir in Ruhe unsere Zeichenkünstler erwarten.»

«Sie haben recht, Oberst. Sie und ich, die wir vernünftige Leute mit gesundem Hausverstand sind, wären doch dumm, wenn wir uns um dieser Verliebten willen, die sich offenbar von Poesie allein ernähren, kasteien wollten. Reichen Sie mir Ihren Arm. Nicht wahr, Sie finden auch, dass meine Erziehung Fortschritte macht? Ich lasse mir den Arm reichen, ich setze einen Hut auf, trage Kleider nach der Mode und Schmuck und lerne eine ganze Menge schöne Dinge. Ich bin keine Wilde mehr. Bemerken Sie nicht, wie schick ich meinen Schal zu schlingen verstehe? Dieser blonde Jüngling, dieser Offizier Ihres Regiments, der bei der Hochzeit war — ich kann mir seinen Namen nicht merken — dieser pomadisierte Lokkenkopf, den ich mit einem Faustschlag zu Boden strecken könnte...»

«Chatworth?» fragte der Oberst.

«Ganz richtig. Aber das werde ich nie aussprechen können. Also der ist bis über beide Ohren in mich verliebt.»

«Colomba, Sie werden richtig kokett. Mir scheint, mir scheint, wir werden bald eine zweite Hochzeit erleben.»

«Ich und heiraten! Und wer soll denn dann meine Neffen erziehen? Das heisst, wenn Orso mir welche beschert. Wer wird sie korsisch sprechen lehren? Jawohl, sie werden korsisch sprechen, und ich werde ihnen spitze Mützen machen, damit Sie in die Luft gehen.»

«Warten wir erst einmal ab, bis Sie einen Neffen haben, dann können Sie ihn meinetwegen lehren, ein Stilett als Spielzeug zu benutzen, wenn Sie das für passend halten.»

«Ach was, ein Stilett!» lachte Colomba, «immerhin habe ich jetzt einen Fächer, um Ihnen damit auf die Finger zu klopfen, wenn Sie sich über meine Heimat abfällig äussern.»

So plaudernd traten sie in das Bauernhaus, wo man ihnen tatsächlich Wein, Erdbeeren und Rahm anbot. Colomba half der Bäuerin, die Erdbeeren

zu pflücken, während der Oberst dem Aleatico zusprach. Unweit in einer Alee erblickte Colomba einen Greis, der auf einem Strohstuhl in der Sonne sass. Er schien krank zu sein, denn seine Wangen waren eingefallen und seine Augen lagen in tiefen Höhlen. Er war erschreckend abgezehrt, und seine unbewegliche Haltung, seine Blässe und sein starrer Blick liessen ihn eher einem Leichnam ähneln als einem lebenden Wesen. Colomba betrachtete ihn mit solcher Aufmerksamkeit, dass es der Bäuerin auffiel.

«Dieser arme alte Mann», sagte sie, «ist ein Landsmann von Ihnen, denn ich höre es an Ihrer Aussprache, dass Sie Korsin sind, Fräulein. Er hat zu Hause viel Unglück gehabt, seine Kinder sind auf ganz schreckliche Weise ums Leben gekommen. Man sagt, nehmen Sie es mir nicht übel, Fräulein, dass Ihre Landsleute in ihrem Hass sehr grausam sind. Nach dem traurigen Ereignis ist dieser arme, einsame Herr nach Pisa zu einer entfernten Verwandten gezogen, der dieser Pacht-hof gehört. Der arme Alte ist nicht ganz richtig im Kopf. Das kommt eben vom Unglück und vom Kummer. Das war für die Dame, die viel Gesellschaft hat, ein wenig genant, darum hat sie ihn hierher geschickt. Er ist sehr gutmütig und stört niemand. Den ganzen Tag spricht er keine drei Worte. Das kommt davon, weil er nicht ganz normal ist. Der Arzt besucht ihn jede Woche und sagt, dass er es nicht mehr lange machen wird.»

«Ach, er ist also von den Aerzten aufgegeben?» fragte Colomba. «Wenn man so beisammen ist wie er, ist es nur ein Glück, sterben zu können.»

«Sie sollten mit ihm ein wenig korsisch sprechen, Fräulein. Vielleicht muntert es ihn etwas auf, wenn er die Sprache seines Landes hört.»

«Das wollen wir sehen», sagte Colomba mit einem rätselhaften Lächeln und trat so nahe an den Greis heran, bis ihr Schatten ihm die Sonne verdeckte. Der arme Irre hob sein Haupt und starrte Colomba an, die ihm ebenso, immer noch lächelnd, in die Augen blickte. Nach einer Weile strich sich der Greis über die Stirn und schloss die Augen, wie um Colombas Blick auszuweichen. Dann riss er sie plötzlich wieder weit auf, seine Lippen begannen zu zittern, er streckte die Arme aus, aber von Colombas Blick gebannt, blieb er wie angewurzelt auf dem Stuhle sitzen, ausserstande zu sprechen oder sich zu bewegen. Dann stürzten ihm dicke Tränen aus den Augen und seiner Brust entrang sich ein krampfhaftes Schluchzen.

«So habe ich ihn noch nie gesehen», sagte die Bäuerin, und sich an den Greis wendend, redete sie ihm zu: «Das Fräulein ist aus Ihrer Heimat. Sie ist gekommen, um Sie zu besuchen.»

«Gnade!» rief dieser mit krächzender Stimme. «Bist du noch nicht zufrieden? Dieses Blatt, das ich verbrannt habe . . . wie hast du es nur gemacht, dass du es lesen konntest? . . . Aber warum alle beide? Orlanduccio, gegen den konntest du doch nichts haben . . . Einen musstest du mir lassen, einen einzigen . . . Orlanduccio, seinen Namen hast du nicht gelesen.»

«Ich musste sie alle beide haben», erwiderte Colomba leise in korsischem Dialekt, «die Aeste sind abgeschnitten, und wenn der Stamm nicht schon verfault wäre, hätte ich ihn mit der Wurzel ausgerissen. Geh, beklage dich nicht! Dein Leiden ist bald zu Ende. Ich habe meines zwei Jahre lang getragen.»

Der Greis stiess einen markerschütternden Schrei aus und liess seinen Kopf auf die Brust sinken. Colomba wandte ihm den Rücken und schritt langsam auf das Haus zu, wobei sie einige unverständliche Worte einer Ballata vor sich hinsang: «Mich verlangt nach der Hand, die geschossen, das Auge ist mein, das gezielt, das Herz, das den mörderischen Wunsch hat gehegt . . .»

Während sich die Bäuerin voll Erbarmen um den Kranken bemühte, setzte sich Colomba mit einem strahlenden Lächeln und blitzenden Augen zu dem Oberst an den Tisch.

«Was haben Sie nur?» fragte dieser, «Sie sehen jetzt genau so aus wie an dem Tage in Pietranera, da man uns zum Abendessen ein paar Kugeln durchs Fenster servierte.»

«Erinnerungen aus Korsika sind wieder in mir wach geworden. Das aber ist jetzt vorbei. Ich werde Patin sein, nicht wahr? Oh, was werde ich dem Kind für schöne Namen geben! Ghilfuccio . . . Tommaso . . . Orso . . . Leone.»

Die Bäuerin trat in diesem Augenblick wieder ein.

«Nun», fragte Colomba kühl, «ist er tot oder war es nur eine Ohnmacht?»

«Es war nicht arg, Fräulein. Aber es ist doch sehr merkwürdig, was Ihr Anblick für einen Eindruck auf ihn gemacht hat.»

«Sagte nicht der Arzt, dass es mit ihm zu Ende gehe?»

«Keine zwei Monate wird es noch dauern.»

«Es wird kein grosser Verlust sein», bemerkte Colomba.

«Von wem sprechen Sie denn eigentlich?» fragte der Oberst.

«Von einem armen Irren aus meiner Heimat», sagte Colomba gleichgültig, «der hier in Pension ist. Ich werde mich von Zeit zu Zeit nach ihm erkundigen. Aber, lieber Oberst, lassen Sie doch, bitte, für meinen Bruder und Lydia ein paar Erdbeeren übrig.»

Als Colomba den Bauernhof verliess und in den Wagen stieg, sah ihr die Bäuerin eine Zeitlang nach.

«Siehst du diese schöne Dame?» sagte sie dann zu ihrer Tochter, «ich möchte darauf schwören, die hat den bösen Blick.»

Walter Alvares Keller

D A S L E T Z T E

G E F E C H T

Langgezogene, graue Nebelfetzen strichen um die Berghänge, und dort, wo sie eine Lücke offen liessen, schimmerte es weiss vom Neuschnee, der in diesen ersten Maitagen bis fast zur Talsohle hinunter das junge Grün nur noch erahnen liess. Mann hinter Mann schlängelte sich die Kompagniekolonnie eines Landwehrbataillons den steinigen Weg des Bergwaldes hinauf, schweigend, und nur hie und da knackte ein dürrer Ast, oder leises Aechzen entfuhr einer keuchenden Brust, wenn die Nagelschuhe kratzend auf glatten Steinplatten rückwärts glitten. Ein Windstoss rüttelte die Baumkronen, nasse Schneeklumpen prasselten nieder und platzten mit hellem Knall auf Helm und Regenblache.

Dumpf polterte ein Nagelschuh über eine Baumwurzel. Füsilier Gottfried Stutz verlor das Gleichgewicht, stützte sich, um nicht vornüber zu fallen, mit der Linken an den Berghang und fuhr gleichzeitig mit der Rechten fluchend ins Genick, auf das sich im selben Augenblick kalt und feucht ein von den Bäumen gefallener Hermelinkragen gelegt hatte.

«Stundenhalt!» kam das erlösende Kommando von vorn.

Aufatmend setzt sich Füsilier Stutz auf einen bemoosten Stein, ungeachtet der Nässe, und schielte nach den Kameraden, die sich — je nach dem — die blanken oder ergrauten Scheitel mit dem Taschentuch trockneten. «Sieht grad aus, als gingen wir Maienriesli suchen!» spottete er.

«Mir stinkt's», seufzte der neuzugeteilte dicke Müller und stellte fest, dass er den Ceinturon abermals um ein Loch enger schnallen konnte. «Du natürlich hast gut lachen», räsionierte er, «du kennst wenigstens diesen Misthaufen von Jeninsberg ...»

«... auf dem es nicht einmal eine Beiz gibt», unterbrach der lange John und murrte: «Nimm mich nur wunder, was unser ‚Brennesselkranz‘ diese Nacht mit uns anfangen will.»

Weiter ging der Marsch. Es war der letzte Wiederholungskurs, den Füsilier Stutz in seiner Landwehreinheit leistete. Noch fünf Tage, und dann war seine militärische Karriere zu Ende. Aber sollte er sich wegen des schlechten Wetters auch die Laune verderben lassen? Nun, Füsilier Stutz hatte lange genug Militärwissenschaft studiert, um sich zu merken, wie man auch ohne Beiz eine Manövernacht einigermaßen erträglich verbringen kann; denn noch ehe der Kriegszustand begann, besetzte er schon seinen Flohnerposten als Wegweiser und Auskunftei beim Schäferhüttchen — dem einzigen ganzen Dach weit und breit — wo sich die verschiedenen Wege zu den Gefechtsständen und Kommandoposten kreuzten.

Der Abend kam. Langsam begann es aufzuheitern. Es wurde noch kühler, und fröstelnd lehnte Füsilier Stutz an der Hüttenwand, das Gewehr in eine Ecke gestellt, und blickte sehnsüchtig in die nahe Mulde hinunter, wo sich über dem Dach einer halbverfallenen Baracke das blaue Räuchlein der Kompagnieküche kräuselte. Eine Zeitlang war es noch kurzweilig gewesen, den vorbeiziehenden Kolonnen zuzuschauen und hin und wieder über die Wege Auskunft zu geben. Seit einer Stunde jedoch kam überhaupt niemand mehr vorbei. Gerade als die Sache langweilig werden wollte, entdeckte er in der Dämmerung eine Gestalt, bekleidet mit einem langen, schwarzen Ledermantel, die eben den Wald verliess und auf ihn zukam. Solche Mäntel trugen nur der Brigade- und der Bataillonskommandant, und schleunigst nahm Füsilier Stutz die Hände aus den warmen Hosensäcken und ergriff das weggestellte Gewehr.

Es war der Major, der sich auf einem Kontrollgang zu den verschiedenen Gefechtsständen befand.